



HU SCHĪ

VON ERWIN ROUSSELLE

Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat Herrn Dr. Hu SchĪ, Professor der Philosophie an der Nationaluniversität zu Peping und Mitglied der Academia Sinica, zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt. Er ist der erste chinesische Gelehrte, dem diese Ehre zuteil geworden ist. Hu SchĪ ist uns als Kurator des China-Instituts besonders verbunden, und wir benutzen diese Gelegenheit, um mit unseren Glückwünschen für ihn eine kurze Darstellung seines Lebens und Werkes zu verbinden.

Die Familie Hu (vom Stamme Gui), die sich bis in die Dschou-Zeit zurückführt — auf den nachgeborenen Sohn des Herzogs Hu von Tschen — hat sich von Kansu aus in vielen Zweigen über China ausgebreitet und der chinesischen Nation bedeutende Gelehrte und Staatsmänner gestellt. Aus dem in der Provinz Anhui ansässigen Zweig der Familie stammt Hu SchĪ. Er wurde 1891 in Schanghai geboren und kam als kleines Kind nach Taiwan (Formosa), wo sein Vater den Posten eines Kreisamtmanns erhielt. Nach dem Chinesisch-Japanischen Krieg 1894/95, in dem Formosa verlorenging, starb sein Vater in Amoy. Der Vater, ein hochgebildeter Konfuzianer, war bekannt als Anhänger der „Han-Schule“, d. h. derjenigen Richtung, die die philologische Kritik (gegenüber der Sung-Schule) als Vorbedingung aller ernsthaften klassischen Studien verlangt. Das väterliche Geisteserbe wurde durch die hervorragende Mutter, der Hu SchĪ allzeit eine rührende Anhänglichkeit bewahrt hat, im Sohne weiter entwickelt. Die Familie lebte in äußerst dürftigen Verhältnissen in Dsi Hi (Ki) Hiĕn (Provinz Anhui). Sein Stiefbruder unterhielt von seinem kleinen Verdienst in Schanghai die Mutter und ihren kleinen Sohn SchĪ. Vom 13. bis zum 19. Lebensjahre besuchte dann Hu SchĪ Schulen in Schanghai und Wusung. In den oberen Klassen konnte er durch Erteilen von Privatunterricht in Englisch sich etwas Einkommen verschaffen und so seine Familie entlasten. 1910 bestand er die Prüfung für die Zulassung zum Studium in Amerika auf Regierungskosten. Von dem Gelde des Stipendiums sparte er in Amerika noch immer einen Teil und schickte ihn seiner Mutter nach China. Ein mehrjähriges Studium an der Cornell- und Columbia-Universität gab ihm eine vielseitige Ausbildung in Philosophie, Staatswissenschaften und Literaturgeschichte. Die Berührung mit dem westlichen Wesen in amerikanischer Ausprägung wirkte auf seinen Geist revolutionierend. Sein philosophischer Lehrer Dewey führte ihn zu seinem pragmatistischen Standpunkt. Aus dieser Auseinandersetzung zwischen überlieferter konfuzianischer Welt- und Lebensanschauung mit der extremen Richtung einer westlichen Philosophie entstand der fruchtbare Konflikt, der für Hu SchĪs Leben entscheidend geworden ist. Er wandte sich voll Kritik einem vertieften Studium der chinesischen Überlieferung und zugleich doch voll Liebe dem Ideal eines modernen echten Chinesentums zu. Mit einem Schlage wurde er auch in der westlichen Welt durch seine Doktorarbeit „The Development of Logical Method in Ancient China“ bekannt. Schon von

Amerika aus und erst recht nach seiner Rückkehr 1917 trat er in China voll Eifer in der Wissenschaft, der Literatur, der Politik reformierend auf, insbesondere mit Tschen Du-Siu zusammen, der damals die Zeitschrift Sin Tsing Niën (Neue Jugend) herausgab, die das maßgebende Organ der „Neue-Kultur- (Sin Wen Hua)-Bewegung“ war. Als sich letzterer immer mehr zum Kommunismus hin entwickelte, schuf er sich eine eigene Zeitschrift Nu Li (Vorwärts). Er forderte für die Literatur die Ersetzung der herrschenden, vielfach sehr künstlichen Schriftsprache durch die gesprochene (die sich voneinander kaum weniger als Latein und Französisch unterscheiden) und damit die Erschließung des Schrifttums für alle Schichten der Nation. Durch sein berühmtes Werk „Geschichte der chinesischen Philosophie, I“ (1919) lieferte er den schlagenden Beweis, daß die Umgangssprache (Bai Hua) auch für wissenschaftliche Untersuchungen tauglich sei. Damit war der Bann gebrochen. 1917 war er bereits an der Reichsuniversität in Peking Professor für Philosophie geworden, 1926 ging er nach England als Ratgeber für die kulturelle Verwendung der Boxerentschädigung und über Amerika zurück nach China und lebte dann mehrere Jahre in Schanghai und Wusung. Hier setzte er sich als Präsident der chinesischen Staatsschule (Dschung Guo Gung Hüo) aufs eifrigste für die Einführung westlicher Kulturmethoden ein und erntete häufig Zusammenstöße mit der Nankinger Kuomintang-Regierung. Er vertrat den Standpunkt einer prinzipiellen Übernahme westlicher Wissenschaft und westlicher Errungenschaften, die notwendige „Sinisierung“ dieser Entlehnungen werde schon von selber kommen. Sei man aber nicht radikal für Reformen, so werde man überhaupt nichts ändern. Gleichwohl kam je länger, je mehr in dem radikalen Stürmer die einsichtige Mäßigung auf. Der Ming-Philosoph Wang Yang-Ming hatte das Motto geprägt: Dschī Hing Ho I „Erkennen und Verwirklichen sind zusammen eins“, der Revolutionär Sun Yat-Sen, dem die Genossen seiner Arbeit nicht tatkräftig genug waren, gab statt dessen die Devise aus: Dschī Nan, Hing I „Erkennen ist schwer, Verwirklichen leicht!“ Hu Schī setzte gegen dieses Schlagwort das lächelnd Einsichtige: Dschī Nan, Hing I Bu I „Erkennen ist schwer, Verwirklichen ist auch nicht leicht!“, ein Wort — die Überschrift einer seiner berühmten Abhandlungen! —, das zum geflügelten geworden ist. Ich entsinne mich noch eines kurzen philosophischen Gesprächs mit ihm (1924), wo er gegen das Genial-Intuitive das rationalistische Prinzip fast bis zum äußersten verteidigte, und wie er ein andermal für das gewaltige System der buddhistischen Mantra-Sekte nichts anderes übrig hatte als den Ausruf: „Was für ein Aberglaube!“, ohne in der göttlich-dämonischen Mischung ihres Pantheismus den ungeheueren Geisteswurf erkennen zu wollen, der uns Abendländern, die wir einen Schelling und Hegel haben, sofort zu Bewußtsein kommt. Das hat sich sehr gewandelt. Niemand kann die mittelalterliche chinesische Philosophie ohne eine gründliche Kenntnis ihres Gegenspielers verstehen: die buddhistische Philosophie und ihre Lehrbücher der Logik (wie Dignāga). Hu Schī, obwohl Gegner des Buddhismus, aber als echter Wissenschaftler hat sich nun seit Jahren objektiv immer mehr in diese Materie

eingearbeitet, und seine Aufsätze über den 6. Patriarchen Hui Neng gehören zu den lesenswertesten modernen chinesischen Arbeiten auf diesem Gebiete. Überhaupt ist zugleich mit einer immer zunehmenden Vertiefung eine ökumenische Verbreiterung seines Wesens eingetreten. Zeuge hierfür sind nicht nur seine Vorlesungen über die Philosophie der Schule des Mo Di oder seine Arbeit über den neokonfuzianischen Gelehrten Dai Dschen, sondern auch seine „Geschichte der lebenden Literatur“ (1928) und seine staatsphilosophischen „Aufsätze über die Menschenrechte“. In den „Gesammelten Werken Hu Schis“ (Hu Schi Wen Tsun) endlich finden wir ein noch vollständigeres und intimeres Bild seines Schaffens, als es uns die Spezialarbeiten vermitteln können.

Der Mensch und sein Werk sind eins, und die Bahn, die sein Schaffen durchmaß, ist zugleich der Weg seiner eigenen Reifung vom radikalen, scharfsichtigen Umstürzler zum einsichtigen und weitsichtigen Umformer, der die unwägbareren Werte der Überlieferung, da wo sie letztlich wesentlich sind, sorgsam pflegt. Dieser Sinn für die überlieferte Haltung und vornehme Gesinnung, die einem konfuzianischen Hause gelehrter Bildung entspricht, hat schon früher in ihm ihre Stärke bewiesen und gibt ihm jetzt den festen inneren Punkt und das Gegengewicht gegen alles allzu Neue. Hu Schi ist einer der besten Vertreter des modernen China: ein Politiker, aber eigentlich ein Gelehrter, weltaufgeschlossen und zugleich erfüllt von Tradition, scharfsinnig und rationalistisch und zugleich voll Pietät, einer von den Wegweisern seiner Nation. Als er 1917 von Amerika als junger Doktor zurückgekommen war, heiratete er seine jetzige Gattin Dung Siu, mit der er schon jung durch den Willen der Eltern verlobt worden war — gewiß ein höchst unmoderner Zug, aber ein Zug der Pietät gegenüber dem elterlichen Willen, vor dem wir Abendländer nur Achtung haben können; baut sich doch die chinesische Ehe wesentlich auf dem Familienbewußtsein, nicht auf romantischer Liebe auf. Wir besitzen ein Gedicht von ihm an seine Braut, geschrieben in Amerika vor der Hochzeit, das als Zeugnis einer schönen Menschlichkeit hier stehen mag:

Ich kenne sie nicht,
 Sie kennt mich nicht,
 Und doch gedenke ich ihrer stets —
 Wie ist das möglich?

Ist es nicht deshalb, weil wir
 Durch unsere Teilhaftigkeit¹ auf ewig verbunden sind,
 Und aus der Teilhaftigkeit entsteht Gefühl und Liebe,
 So daß wir nicht mehr Fremde sind?

Auch ein in der Fremde geborener Sohn,
 Der seine alte Heimat nicht kennt,
 Hat doch die Liebe zu seiner Heimat.
 Hier waltet wohl das gleiche Gesetz.

¹ Durch die — von den Eltern herbeigeführte — Verlobung ist jedes der beiden Individuen zu einem „Teil“ der höheren sittlichen Gemeinschaft (der Verlobung und der künftigen Ehe) geworden.

Wenn wir das bis jetzt vorliegende Lebenswerk Hu Schis betrachten, so hat sein erstes Eingreifen in die jungchinesische Bewegung bis heute das gleiche Ziel: die „neue Kultur“, das Kernproblem der Krise Chinas. Die früheren Gedankengänge hat er inzwischen in gereifter Form der Öffentlichkeit dargeboten — auch hier deutlich die innere Wandlung des lebendigen Menschen zeigend. In dem Aufsatz Sin Si Tschau „Die Bewegung des neuen Denkens“ (Hu Schi Wen Tsun IV) stellt er vier Richtlinien für die chinesische Nation auf, nämlich 1. jedem Problem müsse unvoreingenommen, objektiv und logisch zu Leibe gegangen werden, 2. die westlichen Wissenschaften erziehen hierzu, sie müssen geprüft und nach Billigung empfohlen werden, 3. gleichzeitig aber ist die alte chinesische Wissenschaft systematisch zu ordnen und ihr Wertvolles zu erhalten, 4. auf dieser Polarität wird die „neue Kultur“ Chinas beruhen. Diese vier Sätze sind zum Gemeinbesitz des modernen China geworden. Wir sehen, wie hier ein gelehrter Geist, geschult in der klassischen Philosophie seines Landes, nach alter konfuzianischer Tradition zugleich die Gegenwartsprobleme (mit all ihren politischen Konsequenzen) angreift, der Nation wegweisend geworden und heute in seinem 42. Jahre ein von China geliebter und von der Welt geehrter Mann geworden ist.

Doch aller Ruhm und alle Bedeutung verblassen gegenüber der edlen Menschlichkeit, die sein liebenswürdiges Wesen auszeichnet, das sich durch mannigfache Wandlungen — die uns seine Werke als Dokumente aufbewahren — uns nunmehr in einer heiteren Reinheit darstellt. Das eigentümliche Gleichgewicht eines souverän gerichteten Geistes, der zugleich radikaler Denker und zugleich Träger einer ehrwürdigen Kulturtradition ist, ein neuer Geistesstern der Familie Hu in ihrer mehrtausendjährigen Geschichte, ist nicht nur eine Zierde der Pekinger Universität, an die er 1930 zurückgekehrt ist, und der dortigen Academia Sinica, sondern auch unserer Preußischen Leibniz-Akademie der Wissenschaften. Und so wünschen wir unserem Kurator von ganzem Herzen, daß er auch im Sinne von Leibniz an dem Kulturaustausch zwischen seinem und unserem Lande aktiven Anteil nehmen und noch eine große Zeit reicher Arbeit zu seiner eigenen Befriedigung, zum Segen Chinas und der deutsch-chinesischen Beziehungen vor sich haben möge. Ad multos annos!

BUDDHISTISCHE STUDIEN

DER PHILOSOPH FAN DSCHEN UND SEIN TRAKTAT GEGEN DEN BUDDHISMUS

VON STEFAN BALÁZS

I.

Die Ideengeschichte des Buddhismus hat in den letzten beiden Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Einschätzung des Mahāyāna hat sich grundlegend geändert; der chinesische Buddhismus wird allmählich in seinen Umrissen sichtbar. Aber alle Zusammenhänge schweben vorläufig im luftleeren Raum. Man betrachtet den Buddhismus isoliert, an und für sich, unabhängig